

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Nr. 37.]

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

[1876

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

„Aber der Wald, Herr Blumenthal, der Wald. Das interessiert mich doch sehr. Wenn Sie es mir sagen, dann ist es so gut, als wenn ich es im Hypotheknbuche lesen würde.“

„Soviel ich weiß, besitzt Graf Falkenburg keinen Wald. Der Wald am Schlosse, in den er widerrechtlich ein Forsthaus gesetzt, gehört ihm nicht, ist vielmehr Eigenthum der Gemeinde Waldau.“

Silberberg wurde ganz blaß. „Sie scherzen, Herr Blumenthal. Sie wollen mich armen Mann ängstigen!“ rief er in heller Angst.

„Ich scherze nicht, Herr Silberberg — in kurzer Zeit wird es zum Prozeß kommen. Ich habe vor wenigen Stunden noch eine Urkunde darüber gelesen.“

„Ich unglücklicher Mann!“ rief Silberberg. „Und immer hatte der Graf mir gesagt, der Wald gehöre ihm! Wissen Sie, was ich ihm gegeben habe? O, Sie werden es gar nicht glauben — für das Geld, das sie mir abgeschwindelt, kann ich drei solcher Schlösser kaufen wie die Falkenburg. Was bin ich doch für ein unglücklicher Mann — ruiniert haben mich die Schwindler — ruiniert!“

Blumenthal war aufmerksam geworden. „Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Silberberg,“ sagte er. „Wie man mir mittheilte, verwalteten Sie das ziemlich bedeutende Vermögen des Grafen und bezogen dafür große Provisionen.“

Silberberg lachte höhnisch auf. „Nicht ich war sein Verwalter!“ schrie er so laut, daß Blumenthal ihn beschwichtigen mußte, „sondern er war mein Verwalter, d. h. er verwaltete mein Geld mit seinem Sohne so, daß ich heute um runde 25,000 Thaler ärmer bin. O, ich Esel!“

„Ich begreife Sie immer noch nicht,“ sagte Blumenthal, dem im Grunde doch schon ein Licht aufzugehen begann.

„Was ist da nicht zu begreifen? Verstehen Sie denn nicht, Herr Blumenthal? 6000 Thaler — baare 6000 Thaler hat mir der Lieutenant gegen Ehrenschein abgepumpt, 4000 Thaler habe ich von ihm übernehmen müssen, um ihn zu retten, macht 10,000 Thaler. Und die Erlaucht hat 10,000 Thaler von mir bekommen, baare 10,000 Thaler! Rechnen Sie dazu die Zinsen — so kommen rund 25,000 Thaler heraus, um die ich jetzt ärmer bin. Aber die Schwindler sollen an mich denken!“

Er stürzte fort, kehrte aber noch einmal zurück.

„Sagen Sie, Herr Blumenthal,“ rief er, „hat der Herr von Rabenberg Geld? Ist er reich? Hat er etwas zu erben?“

„So viel ich weiß,“ antwortete Blumenthal, „lebt Herr von Rabenberg in durchaus bescheidenen Verhältnissen und hofft sie durch die Verbindung mit dem Hause Falkenburg etwas zu verbessern. Von Erbschaften weiß ich nichts, eher noch von Schulden.“

Wieder lachte Silberberg höhnisch auf und eilte dann voller Wuth davon.

\* \* \*

Am entgegengesetzten Ende der Stadt, mitten in einem schattigen Garten, wohnte Dr. Wieser, zu dem jetzt Blumenthal seine Schritte lenkte. Kein anderer Arzt erfreut sich eines so großen Zuspruchs als er, namentlich ist es die ärmere Klasse der Bevölkerung, die ihn mit Vorliebe aufsucht. Kein Arzt in der Stadt ist aber auch so erfahren und in seinen Taren so anspruchlos wie er, doch ist er in seinem Wesen knorrig und grob nach oben hin, was ihm in den „besseren Kreisen“ der Stadt schon manchen Feind gemacht.

Als Blumenthal zu ihm kam, fand er das geräumige und lustige Wartezimmer gedrängt voller Leute, bleiche, verkümmerte Gestalten, in zerlumpter Kleidung, mit allen möglichen Leiden behaftet. Stumm und gebückt saßen sie da und stierten glanzlosen Auges zu Boden, nur wenn der Doktor die Thür öffnete und sein rothhärtiges Gesicht mit den großen glänzenden Augen in's Zimmer blickte, dann richteten sie sich auf und ihre Blicke belebten sich.

„Geduld, Kinder!“ rief er ihnen jedesmal zu, „kommt Alle dran, aber wer zuerst kommt, der mahlt zuerst.“

Als er Blumenthal bemerkte, trat er auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand. „Kann Ihnen nicht helfen, müssen warten,“ sagte er. „Interessante Illustration zur heutigen Staatsweisheit,“ fügte er, auf die Kranken deutend, hinzu. „Würden unsere Staatsweisen mit ihrer Theorie, den Brunnen zuzudecken, wenn das Kind ertrunken, in diesen Spiegel blicken, es würde ihnen doch etwas bekommen zu Muth werden.“

„Wer weiß,“ entgegnete Blumenthal achselzuckend, „das Er-röthen hat man dort schon verlernt.“

Der Doktor wandte sich einem Kranken zu und wollte mit diesem in sein Zimmer gehen, als ein alter Mann eintrat, bei dessen Anblick er sich rasch umwandte.

„Wie steht's, Hornig?“ fragte der Doktor. „Es ist natürlich Alles umsonst gewesen?“

„Es war umsonst, Herr Doktor,“ antwortete der alte Mann. „Wie Sie mir gerathen, hatte ich mich mit der Bitte um Hilfe an die Regierung gewendet, die hat aber bis zur Stunde nichts von sich hören lassen.“

„Es ist um des Teufels zu werden,“ brauste der Doktor auf. „Das ist eine Hundewirtschaft — eine ganz verdamnte! Wo-sür haben wir denn Gesetze? Im Gesetz von 1835 sind spezielle sanitätspolizeiliche Vorschriften über jede einzelne ansteckende Krank-heit und insbesondere auch über eine Typhus-Epidemie enthalten, und darin steht, daß die Sanitäts-Kommission oder die Behörden nach Kräften auf ein angemessenes diätetisches Verhalten hinzu-wirken — also bei einem durch Hungersnoth hervorgerufenen Typhus für Brot zu sorgen haben! Das ist doch deutlich — wenn es auch gradezu hinverbrannt ist, erst dann für Brot zu sorgen, wenn der Typhus schon da ist! Steckt darin auch nur ein Körnchen Vernunft? Für Brot zu sorgen, ehe der Typhus da ist, das geht über ihr Begriffsvermögen — wo sollen sie denn auch so viel Verstand herbekommen?“

Voller Zorn verschwand der Doktor wieder in seinem Zimmer. Ein Murmeln entstand unter den Besuchern — was der Doktor gesagt, das hatte bei Allen ein zustimmendes Echo gefunden.

Endlich waren alle Kranke abgefertigt, und nun ging Blumenthal in's Zimmer des Doktors, der ihn mit freundlichem Lächeln empfing.

„Dem Elend gebührt der Vorrang, Herr Blumenthal,“ sagte der Doktor. „Sie müssen mich entschuldigen; ich darf von meiner Geschäftsregel nicht einen Augenblick abweichen.“

„Wer könnte auch diesen Unglücklichen gegenüber einen Vor-zug beanspruchen,“ entgegnete Blumenthal. „Sie sprachen vorhin mit dem alten Mann vom Typhus. Ist denn der Typhus irgend-wo zum Ausbruch gekommen?“

Das Gesicht des Arztes versinisterte sich. „Ich möchte immer drein schlagen, wenn ich nur daran denke!“ rief er. „Überall beginnt die Krankheit sich zu regen — wir werden Schreckliches erleben, Herr Blumenthal, — die Hungerpest wird bei uns eine entsetzliche Ernte halten. Wie die Fliegen, so müssen diese fast-und kraftlosen, ausgehungerten Menschen sterben — denken Sie an mich, wenn es eintrifft. Jeder denkende Arzt — was rede ich — jeder Blinde fühlt es mit dem Krüdstock — was uns droht. Aber, ist es möglich, bei unseren Behörden etwas zu erreichen und Rettung zu bringen, wo noch Rettung möglich ist? Ganze Bibliotheken haben sie voller Bücher und Journale über ihr Verhalten, wenn eine Seuche ausbricht — wie sie aber ver-hütet werden kann, davon schweigt die Geschichte, da hört die obrigkeitliche Weisheit auf, und was sie nicht schwarz auf weiß in ihren Verordnungen gedruckt finden, das thun sie nicht. — Da bekomme ich vor Jahr und Tag einen Brief, dessen Porto sechs Pfennige mehr betrug, als verwendet worden war. Vor acht Tagen wird mir nun ein viele Bogen starkes Aktenstück vor-gelegt, worin mit dem außerordentlichsten Scharfsinn der Defekt von sechs Pfennigen konstatiert und meine Haftpflicht dafür nach-gewiesen wird. Durch hundert Hände ist dieses Aktenstück ge-gangen und um die Rettung der sechs Pfennige eine unendliche Zeit vergeudet worden — um Hunderte oder Tausende von Menschenleben rührt sich aber keine Hand. Davon steht nichts in den Büchern — also braucht man um solche Lumpereien sich auch nicht zu kümmern. Nun sagen Sie selbst, kann man bei solcher Hundewirtschaft ruhig bleiben? Man müßte ja Fisch-blut im Leibe haben!“

Er stampfte mit dem Fuße zornig auf den Boden. Bald aber glätteten sich seine Züge wieder. „Sie können sich denken,“ sagte er, „daß ich nach oben hin nicht fein bin und mit den

Herren ein sehr verständliches Deutsch rede. — Sie wünschen mich hin, wo der Pfeffer wächst. Ich sollte hier Kreisphysikus werden, die Stadt hatte darum petitiert, aber die Kreis-Medizinalbehörde, d. h. unser Vollblut-Landrath, war dagegen, und da wurde denn der Voß zum Gärtner gemacht, d. h. ein lammfrommer Kollege, der weder Land noch Leute kennt und den Mund nicht aufthun kann, während bei uns ein Besuch eigentlich nur dann gehörige Beachtung findet, wenn es mit einem Himmel-donnerwetter eingeleitet wird. Aber genug von dem verdrießlichen Zeuge — ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen, doch dürfen Sie Egler davon kein Sterbenswörtchen sagen; er könnte sonst einen Rückfall bekommen.“

„Sie machen mich sehr begierig, Herr Doktor.“

„Da bekomme ich vor einigen Wochen den Kreissekretär in die Kur. Der junge Mann ist ein Pole — in erster Reihe aber ein Mensch, der sich eingebil-det, in einem preußischen Landraths-Bureau etwas Nützliches leisten zu können. Er trat mir näher, und ich erkannte den guten Kern, welcher sich in der Brust des Mannes barg. Ich schälte ihn heraus — doch genug davon! Der Kreissekretär Rinsky erschien eines Tages bei mir und machte mir die Mittheilung, daß Büttner noch am Leben.“

„Welche glückliche Nachricht!“ rief Blumenthal freudig aus.

„Geduld, Geduld, mein Lieber — hören Sie weiter. Er theilte mir unter der Versicherung, daß er selbst ganz unschuldig dabei, noch mit, daß sich Büttner in einem russischen Gefängnisse befinde, weil er seinen betrügerischen Fabrikdirektor durchgeprügelt.“

„Das ist schrecklich,“ sagte Blumenthal niedergeschlagen. „Aber vollenden Sie, Herr Doktor.“

„Eine Niederträchtigkeit erster Klasse ist dabei im Spiele!“ rief der Doktor. „Doch hören Sie weiter. Der biedere Land-rath weiß von der Gefangenschaft, hat auch Briefe von Büttner bekommen, aber statt dem armen Kerl zu helfen, schreibt er an den russischen Polizei-Pascha, besagten Konrad Büttner, der ein sehr übelbeumeudetes Individuum sei, ruhig in Nummer Sicher zu halten. — Ist das nicht eine raffinierte Teufelei? — Alles das erzählte mir mit aller möglichen Ausführlichkeit der Kreis-sekretär und deutete zugleich an, daß der Landrath dabei dritten Personen einen Freundschaftsdienst leiste. Da hört doch wirklich Alles auf! Daß es bei mir überschäumte, das können Sie sich denken, und gestern läuft mir nun der Landrath grade in den Weg. Daß ich ihn mir gehörig gekauft und ihm gründlich den Kopf gewaschen, mit Beschwerden und Veröffentlichungen gedroht, wenn er nicht sofort für die Freilassung des Büttner sorgen würde — das versteht sich von selbst. Im Anfange wollte er zwar den Stellvertreter Gottes und seine Freunde herauskehren, damit kam er bei mir aber schlecht an, und zuletzt wurde er denn auch ganz kleinlaut. Er kennt mich und weiß, daß ich keinen Spaß mache, da ist denn einige Hoffnung vorhanden, daß Büttner wiedertehrt. Aber so ganz ist dem Pascha doch nicht zu trauen, und es wäre gut, wenn Jemand nach Polen gehen und dem jenseitigen Amtsbruder den Daumen auf's Auge drücken würde.“

„Ich übernehme es gern,“ sagte Blumenthal kurz entschlossen. „Was wäre das doch für ein Glück, wenn es mir gelänge, mit Büttner heimzukehren!“

„Ich hatte gleich an Sie gedacht. Wenn Sie reisen, muß die Geschichte selbstverständlich ein Geheimniß bleiben. Noch Eins — die Papiere Büttner's sind an den Landrath geschickt worden — der Landrath aber hat sie an Büttner's Polizeibehörde, die Erlaucht von Falkenburg, abgegeben. Sie wissen nun, woran Sie sind; nachher gebe ich Ihnen übrigens die Notigen, die ich mir gemacht habe.“

„Es war mir sofort klar, daß die Schurkerei nur von der Falkenburg ausgehen konnte,“ sagte Blumenthal. „Würde es noch irgendeiner Bestätigung dieses Verdachts bedürfen, dann wäre die kleine Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen habe, das beste Mittel dazu.“

Er berichtete ihm nun alle seine Erlebnisse, die Auffindung des Urkundenbuchs und die Unterredung, die er vorhin mit Silberberg gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Mensch.

Von J. Most.

## VI.

„Nicht unermittelt kam der Mensch auf die Erde, sondern vermittelt durch dieselben natürlichen Kräfte und Ursachen, welche allem Leben und Dasein Ursprung gegeben haben.“  
Büchner.

Die ältere Naturforschung stellte sich die einzelnen Arten der Pflanzen und Thierwelt als speziell „geschaffen“ vor, und selbst Linné, dem man die mit ganz außerordentlichem Scharfsinn bewerkstelligte Klassifikation der organischen Naturprodukte zu verdanken hat, fiel tief in diesem Vorurtheil. Einzelne Stimmen protestirten zwar schon vor langer Zeit gegen solche durch nichts begründete und durch nichts zu beweisende Behauptungen, allein man hörte nicht darauf. \*Selbst zu Anfang dieses Jahrhunderts noch, wo Goethe und Andere für eine natürliche Entstehung der Arten eintraten, zuckten die größten Gelehrten die Achseln darüber. Und doch kannte man schon längst zahlreiche Erscheinungen, welche gegen das Erschaffen sein der Arten sprachen. Die Ausgrabungen sogenannter Versteinerungen längst vergangener Thier- und Pflanzengeschlechter, weit entfernt, sie als einen Wink für die einzuschlagende Richtung der Naturforschung anzusehen, suchte man in wahrhaft komischer Weise zu erklären.

Es gab eine Zeit, wo man so kindisch war, die fossilen Gebilde für Modelle zu halten, welche der Schöpfer probeweise angefertigt und dann fortgeworfen habe! Nach einer anderen Ansicht sollten es Spielereien der Natur sein. Einige bezeichneten sie zwar als das, was sie sind, warfen aber die Originale unter der Rubrik „vorsintfluthlich“ zusammen; Andere vindizirten dem „Schöpfer“, daß er von Zeit zu Zeit allgemeine Erdrevolutionen herbeigeführt und mittels derselben die ganze organische Welt ausgerottet habe, nachträglich jedoch wieder zur Neuschöpfung geschritten sei, wobei er sich einer stetigen Verbesserung befleißigt habe. Und so weiter.

Aber es gibt noch viel auffallendere Erscheinungen, die eine Extraschöpfung der Arten ausschließen. Was in dieser Beziehung die vergleichende Anatomie, namentlich die Embryologie, zu Tage förderte, wurde bereits angedeutet, und dies ist immer noch nicht das Handgreiflichste. Man weiß jetzt, daß einstens an den Polen ein tropisches Klima herrschte, und findet die in den Erbschichten eingeschlossenen Thier- und Pflanzenreste dem entsprechend, während man jetzt die dortige Fauna und Flora ganz und gar für ein kaltes Klima geeignet antrifft. Soll es da vielleicht dem „Schöpfer“ z. B. eingefallen sein, nachträglich, als sich nach und nach die klimatischen Verhältnisse in so rauher Weise geändert hatten, Eisbären und dergleichen zu schaffen? Oder liegt es nicht vielmehr auf der Hand, daß sich im Hinblick auf die gedachte Umänderung einzelne Thiere eine entsprechende Lebensweise angewöhnten und sich überhaupt ihrer Umgebung anpaßten, während sich andere in diese Verhältnisse nicht zu schicken vermochten und daher zu Grunde gingen?

In manchen Fällen vollzog sich die Entstehung neuer Arten förmlich unter den Augen des Beobachters. So brachte man z. B. mehrere hundert Exemplare des mexikanischen Riemenmolchs Arolotl nach Paris; die meisten dieser Thiere blieben nach wie vor Riemenathmig, einige krochen aber aus dem Teiche, in den man sie gesetzt hatte, an's Land und wurden Lungenathmig! Versetzt man Auln von der Nordsee nach dem Mittelländischen Meere, so erlangen sie eigenthümliche Stacheln. Die europäische Hauskatze hat sich in Südamerika, wo man sie verwildern ließ, zu einem bössartigen Raubthiere entwickelt. Und so könnten Hunderte von Fällen angeführt werden.

Die klimatischen und sonstigen äußeren Einwirkungen spielen aber bei der Artenbildung nicht die Hauptrolle, sondern sind gewöhnlich nur mitwirkende Faktoren; in erster Linie fallen hierbei die Zuchtwahl und der Kampf um's Dasein in's Gewicht, wie dies namentlich Darwin, der übrigens keineswegs als Vater dieser Lehre, wohl aber als deren vornehmlichster Bahnbrecher

betrachtet werden darf, in mehreren Werken wahrhaft durchschlagend entwickelt hat.

Es ist eigentlich zum Erstaunen, daß solche Theorien nicht längst als selbstverständlich in Aufnahme kamen, indem ja Gärtner und Viehzüchter schon sehr frühzeitig die künstliche Zuchtwahl pflogen, die doch ein Bild für die natürliche Zuchtwahl abgibt. Man brauchte nur darüber nachzudenken, wodurch in der freien Natur die Dazwischenkunft des Menschen ersetzt und überboten werde.

Die künstliche Zuchtwahl hat die schlagendsten Beweise geliefert, daß die Vererbung aller erdenklichen Eigenthümlichkeiten von Generation zu Generation bewerkstelligt werden kann, selbst wenn dieselben ursprünglich nur bei einem einzigen Exemplare sich vorfinden. Ein Bauer in Massachusetts (Nordamerika) benutzte einen mißgestalteten Widder mit langem Leibe und kurzen, krummen Beinen zur Züchtung, weil er dachte, daß derartig gebildete Schafe verhindert würden, über die landesüblichen Hecken zu springen, wie es die übrigen Schafe recht gerne thaten. Der Mann hatte ganz richtig gerechnet, denn es gelang ihm in der That, eine ganze Rasse solcher Schafe in's Leben zu rufen, wie er sich gewünscht hatte, so daß zuletzt im ganzen Lande derartige Thiere Verbreitung fanden, unter dem Namen Otterschafe bekannt und erst später, als man eine edlere Rasse eingeführt hatte, aufgegeben wurden.

In Paraguay (Südamerika) wurde im Jahre 1770 ein ungehörnter Stier geboren, der später lauter ungehörnte Kinder erzeugte. Die Bauern fanden dies praktisch, wählten mit Vorliebe ungehörnte Zuchtstiere aus und brachten es auf diese Weise dahin, daß zahlreiche Heerden hornloser Kinder entstanden.

Auch bei der sogenannten Kreuzung der Arten entstehen neue Arten. Esel und Pferd erzeugen — je nachdem das männliche und das weibliche Geschlecht durch die eine oder die andre Art vertreten sind — Maulthiere oder Maulesel. Diese wollen zwar Viele nicht als Arten gelten lassen, sondern nur als Bastarde, aber hierbei handelt es sich offenbar nur um Wortklaubereien, wie neuere Gelehrte zugeben. Man hat aus dem Umstande, daß Maulthiere und Maulesel meistens impotent und unfruchtbar sind, schließen wollen, daß die Kreuzung zweier Arten überhaupt keine fortpflanzungsfähigen Thiere produziere; dies war jedoch ein Irrthum, wie mehrfach praktisch bewiesen wurde, so z. B. durch das Ziegeneschaf, das Hasenkaninchen etc.

Bei der natürlichen Züchtung findet auch eine Auswahl statt, nur wird dieselbe nicht durch individuellen Willen, sondern nach einem großen Naturgesetze bestimmt, welches Darwin den Kampf um's Dasein nennt. „Jeder Organismus“, sagt Häckel (jetzt der bedeutendste Vertreter der Entwicklungsstheorie), „kämpft von Anbeginn seiner Existenz an mit einer Anzahl von feindlichen Einflüssen; er kämpft mit Thieren, welche von diesem Organismus leben, denen er als natürliche Nahrung dient, mit Raubthieren und mit Schmarozerthieren; er kämpft mit anorganischen Einflüssen der verschiedensten Art, mit Temperatur, Bitterung und anderen Umständen; er kämpft aber (und das ist viel wichtiger!) vor Allem mit den ihm ähnlichsten, gleichartigen Organismen. Jedes Individuum einer jeden Thier- und Pflanzenart ist im heftigsten Wettstreit mit den anderen Individuen derselben Art begriffen, die mit ihm an demselben Orte leben. Die Mittel zum Lebensunterhalte sind in der Dekonomie der Natur nirgends in Fülle ausgestreut, vielmehr im Ganzen sehr beschränkt und nicht entfernt für die Masse von Individuen ausreichend, die sich aus den Keimen entwickeln könnte. Daher müssen bei den meisten Thier- und Pflanzenarten die jugendlichen Individuen es sich sehr hauer werden lassen, um zu den nöthigen Mitteln des Lebensunterhaltes zu gelangen; nothwendigerweise entwickelt sich daraus ein Wettkampf zwischen denselben um die Erlangung dieser unentbehrlichen Existenzbedingungen. . .“

(Fortsetzung folgt.)



Der angeschossene Hund.

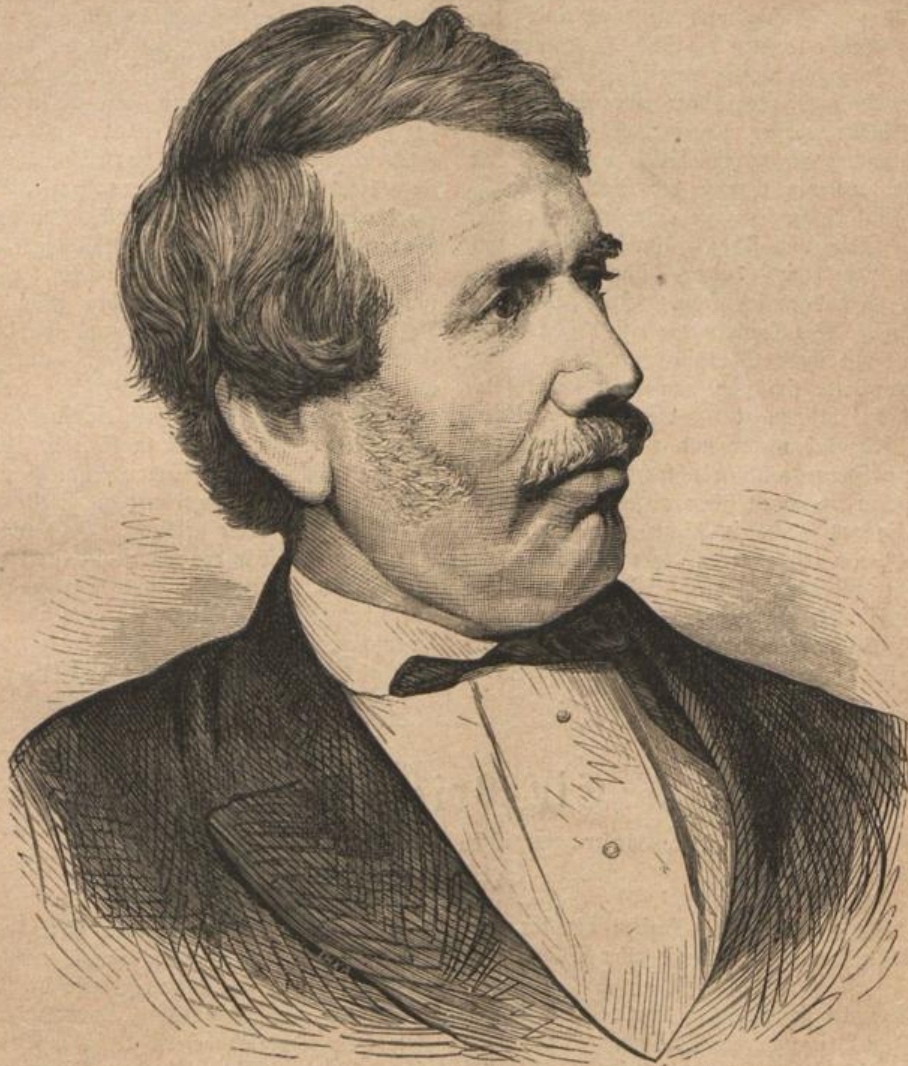
Das Rindvieh.

## Der Fuchs.

Von Hugo Sturm.

Wer kennt ihn nicht, den Salomo unter den Thieren, den weisen Meister Reinecke, den Helden jener urdeutschen Thierfabel, die der Dichtersfürst Goethe durch seine Uebersetzung dem deutschen Volke wieder nahe gebracht?! Wem wäre die List und Verschlagenheit dieses Thierdiplomaten unbekannt, wer wüßte nicht stundenlang davon zu erzählen? Seine Klugheit und Berwegtheit, seine körperliche und geistige Gewandtheit, die sich in alle Lebenslagen zu schicken und zu fügen weiß und immer den best-

möglichen Ausweg auch aus den verwickeltesten Situationen zu finden weiß, sind ja sprichwörtlich geworden und in Hunderten von Fabeln und Märchen angedeutet. Sogar die Mythologie der alten Griechen und Römer weiß schon davon zu berichten. In dem böotischen Gebirge Teumesus hielt sich ein äußerst schlauer und listiger Fuchs auf, der hinterrücks die arglosen Reisenden überfiel, sie in seine feste Höhle schleppte und dort verzehrte. Und seit der Zeit ist Reinecke's Muth und Schlantheit durch die



Livingstone. (Siehe Seite 318.)

vielen Verfolgungen und Nachstellungen noch gesteigert worden, so daß ihm unbedenklich die Krone unter den Dieben des Feldes und Waldes zugesprochen werden muß.

Wenn auch Alle den Thierhelden von dieser Seite kennen, so gibt es aber doch gewiß nicht Wenige, denen eben nur der Fuchs der Fabel und nicht der des Feldes und Waldes bekannt ist. Sie haben wohl die herrlichen, unübertrefflich genialen Skizzen gesehen, mit denen Kaulbach's Künstlerhand das Thiermärchen Goethe's geziert, ohne jedoch schon einmal Gelegenheit bekommen zu haben, den Allgefieierten und sein Treiben im dufenden Hain des wogenden Getreidefeldes belauschen zu können. Und wahrlich, es ist auch nicht etwas Leichtes damit, und erfordert nicht geringe Ausdauer und Geduld. Mancher Weg ist vergeblich und manche Stunde ohne Erfolg. Schon oft haben wir, hinter Büschen und Hecken versteckt, auf der Lauer gestanden

und mit dem Fernrohr in der Hand die Ausgänge seines Baues unter Augen gehabt — aber immer vergeblich. Gehen wir noch einmal hinaus, das Glück ist blind und kommt oft, ehe wir's gedacht.

Schon seit drei Tagen war der Himmel bewölkt und Regen hat die durstigen Fluren getränkt, Blumen und Kräuter erfrischt. Jetzt ist das Gewölk gebrochen, die Sonne bricht hervor, umsäumt die noch triefenden Wolken mit königlichem Purpur und spiegelt sich in den herrlichsten Regenbogenfarben am entgegengesetzten Horizont. Wie frisch erscheint jetzt die Natur! Würziger Hauch weht von der Haide zu uns, schneichelnde Düste entströmen den Blumen und Blüthen des Feldes und Raines, wie ein frommer Dankpsalm steigt das Blättergeräusch der Bäume zum Himmel empor. Und dazwischen jubelt die Lerche hoch oben in der reinen lauen Luft, das Bienechen fliegt summend zum nahen Kleeefeld, um

Nektar aus den zarten Blumengefäßen zu schlürfen, buntfarbige Schmetterlinge schweben von Blüthe zu Blüthe und fangen das Gold der sich schon schräg neigenden Sonne auf. Jetzt treten wir ein in den Wald, in dem auch frisches, fröhliches Leben und Treiben sich allenthalben entfaltet. Doch nicht lange können wir diesen tausend Stimmen lauschen, die aus den Wipfeln der ehrwürdigen Waldbriesen uns begrüßen. Da schmettert der Fink, hier jubelt der Pirol, dort flüstert ein Weisenpärchen, während aus dem fernen Gebüsch der Jubelton des Kukukmännchens an unser Ohr dringt, von dem ausgelassenen Lachen des Weibchens beantwortet. Dort zwischen den mächtigen Wurzeln der uralten Eiche liegt die Burg unsers Helden, und wir wählen unsern Standpunkt so, daß wir dieselbe nach allen Seiten überschauen können. Der Wind steht uns günstig, und die durch die Zweige fallenden Strahlen der Sonne erleuchten die stille Waldeinsamkeit noch genugsam, um jede Bewegung deutlich unterscheiden zu können. Sieh, da streckt sich vorsichtig ein Kopf über einer Wurzel hervor, ein Paar listige Augen schauen scharf nach allen Seiten um — auch unsern Standort scheint ein Blick zu treffen, und fast fürchten wir, wieder um den Genuß der Beobachtung zu kommen — doch nein, mit einem Satz ist unser Held vor der Thür, Alles scheint ihm ruhig und sicher. Und schon drängen sich aus dem Bau zwei, nein drei — vier — fünf junge Füchselein hervor, hüpfen vor Vergnügen im Sonnenschein und wälzen sich übermüthig im Grase. Wie leuchten der alten Füchsin — denn sie ist es, die dort mit ihren Sprößlingen weilt, weil der in Viese lebende Herr Vater sich nicht um seine Kinder, die er meist nicht einmal kennt, bekümmert — die Augen vor Vergnügen. Sie legt sich behaglich nieder und weidet sich an dem drolligen Treiben ihrer hoffnungsvollen Nachkommenschaft. Dort zanken sich zwei Brüderchen um einen schon abgenagten Knochen, da kommt ein drittes junges Füchselein hinzu und benützt die „Gunst des Augenblicks“, um ihn zu erhaschen und damit hinter den schützenden Rücken der Mutter zu hüpfen. Doch schon folgen ihm die beiden jetzt Versöhnten nach und suchen ihm den Knochen wieder zu entreißen. Er ist aber bald vergessen, denn im possivlichsten Spiele tummeln sich die drei. Dort kneipt eins dem andern

in's Schwänzlein, zaust es am Ohr, und in linkschen Purzelbäumen suchen sie sich gegenseitig zu übertreffen. Unterdeß schnäufeln die beiden andern überall umher. Hier inspizieren sie ein altes Mauseloch, dort zerren sie an einem Grasbündel und hüpfen in schon ganz gewandten Sprüngen über den herabhängenden Zweig eines Haselstrauches. Welch' wunderschönes Bild bietet nicht dies häusliche Leben des Fuchses! Fast könnten wir ihm Alles verzeihen, was wir je Uebles von ihm vernommen.

Wir glauben die alte Füchsin ganz in dem Anschauen ihrer muthwilligen Sprößlinge versunken, aber da irren wir uns gewaltig. Dort trakt ohne Arg ein junges Häslein herbei, ohne den gefährlichen Feind zu ahnen. Aber schon hat die Füchsin „Wind“ bekommen und erscheint uns im Nu in einem andern Bilde. Eben lag sie noch scheinbar ohne jedes Interesse für die Außenwelt da, nur für ihre Kinder schien sie Aufmerksamkeit zu haben; jetzt ist ihre ganze Physiognomie und Gestalt umgewandelt. Vom Kopf bis zur Zehe ist jede Sehne straff gespannt, sie ist die Aufmerksamkeit selber. Und auch die junge Fuchsbrut merkt die Veränderung und duckt sich mäuschenstill auf den Boden. Jetzt biegt das Häschen um den Haselstrauch — ein Sprung — ein kurzer Ausschrei — und Leben kommt in die bisher lautlose Kinderschaar. Doch nicht sogleich theilt die Füchsin den leckern Bissen aus, er soll ihr dazu dienen, die Jungen für das zukünftige Diebs- und Gaunerleben geschickt und tüchtig zu machen. Bald gibt sie den Raub hin, um ihn in der nächsten Sekunde ihnen neckisch wieder zu entreißen, bald wirft sie ihn in die Höhe und schaut mit sichtbarer Freude den Fangübungen der Kleinen zu. Doch endlich belohnt sie die Ausdauer und überläßt ihnen das fastige Wildpret, das in kürzester Zeit verschwunden ist.

Unterdeß ist die Sonne unter'm Horizont verschwunden, das goldigste Abendroth bezeichnet die Stelle, wo die Himmelkönigin in's unendliche Meer getaucht. Jetzt treibt die alte Füchsin ihre Nachkommenschaft in den unterirdischen Bay, damit ihr kein Unfall wiederfahre, während sie einen Streifzug durch Flur und Hain unternimmt. Folgen wir ihr, um ihr Leben und Treiben zu belauschen.

(Schluß folgt.)

## Ein Briefdieb.

Eine wahre Erzählung von Emil König.

(Schluß.)

Zum Schlusse geben wir noch etliche Notizen darüber, wie tief Kalab's Briefdiebstähle in die Verhältnisse aller Stände einschnitten.

Die Gattin eines Beamten sandte ihrem Gatten nach Ungarn 100 Gulden und ließ den Brief mit der Bezeichnung „Befehwert mit 100 Gulden“ in den nächsten Briefkasten werfen. Der Brief war spurlos verschwunden.

Ein Bürger von Wien schickte seiner Frau 100 Gulden nach Karlsbad. Der Brief war verschwunden und die im Bade befindliche Frau wartete vergeblich auf das ihr nöthige Geld.

Ein anderer gleichzeitig aufgegebener Brief mit 10 Gulden Einlage war 1 1/2 Jahre lang in Kalab's Lederkoffer liegen geblieben; dann erst war er, freilich in einer späteren Wadefaison, in Karlsbad angelangt; natürlich von dort nach Wien als unbestellbar zurückgeschickt und endlich dem mühsam ermittelten Absender wieder zugestellt.

Ein nach Paris bestimmter, mit 100 Gulden beschwerter Brief war auf allen Stationen von Wien bis nach Paris gesucht worden, nach zwei Jahren endlich traf er mit der Devise „Unterschlagen gewesen und nun zu Stande gebracht“ in der französischen Hauptstadt ein.

Ein Pesther wohnte in Wien im Hotel „Zum weißen Roß“ und schickte den Miethzins von 200 Gulden nach Pesth. Durch die Unachtsamkeit des Dienstpersonals wurde der Brief nicht rekommandirt, sondern in den Briefkasten geworfen, und kam nicht

an. Der Portier erhielt seine Entlassung, weil man ihm die Unterschlagung des Geldes beimas. Nach etlichen Jahren traf der Brief mit der ominösen Devise in Pesth ein.

Einem nach Regensburg adressirten Briefe war unter dem Siegel ein Dukaten beigelegt. Der Brief kam an, der Dukaten nicht; letzterer war, ohne das Siegel zu verlegen, mit großer Geschicklichkeit ausgeschnitten worden.

Ein Steinmetz reklamirte einen Brief mit 100 Gulden; Brief und Geld waren verloren. Kalab hatte den Dienst gehabt, als der Brief aufgegeben wurde.

Die Redaktion der österreichischen „Zeitschrift für Pharmacie“ gab gleichzeitig 18 Briefe mit Retourmarken und Inseraten zur Pränumerations-Einladung für Provinzialblätter auf; nur 5 davon kamen an, 13 wurden erst im April 1862 aus ihrer Gefangenschaft bei Kalab erlöst. Auf den Jahrgang der Zeitschrift konnte natürlich nicht mehr abonniert werden.

Ein Eisenbahnbeamter in Wien war befördert worden und konnte nun seine Familie nach Wien kommen lassen. Er schrieb an seine Gattin, die sich längst darnach sehnte, mit ihrem Manne vereinigt zu werden, sie möge ihm entgegenreisen; er bezeichnete Tag und Stunde und reiste ab voll froher Hoffnungen. Aber der Brief fiel in Kalab's diebische Hände; Niemand war da, als der Beamte auf der bestimmten Station eintraf. Er mußte in den weit entfernten Wohnort seiner Frau reisen und fand dieselbe für die Uebersiedelung nach Wien selbstverständlich ganz unvorbereitet.

Ein Wirthschaftsbeamter aus der Provinz sandte weder Geld noch Nachricht über den Ertrag des Gutes an seinen Herrn. Schon war dieser im Begriff, den lässigen Diener seines Amtes zu entheben, als sich ergab, daß Kalab die Briefe gestohlen hatte.

Eine in Kindesnöthen liegende Frau verlangte mittels Stadtbriefts eine Hebamme; der Brief war als „dringend“ bezeichnet, erreichte aber erst nach zwei Jahren seine Adresse.

Bestellungen der verschiedensten Art gingen nicht ab, längst erwartete Waaren trafen nicht ein, Einladungen, Entschuldigungen kamen nicht an, Geschäftsverbindungen lösten sich, Verwirrungen, Verdrießlichkeiten, Störungen aller Art, Feindschaften wurden durch Kalab's frevelhaftes Eingreifen erzeugt, und Sorgen und Thränen von Tausenden hat er verschuldet. Ja, wenn eine ziemlich verbürgte Nachricht nicht täuscht, so hat Kalab sogar einen Menschen zum Wahnsinn gebracht. Ein junger Mann reklamirte einen Brief mit 400—500 Gulden, den er irrhümlisch ohne Deklaration des Inhalts in den Briefkasten geworfen haben wollte. Alles Suchen war vergebens, der Brief blieb verloren und der Aufgeber selbst wurde verdächtigt, den Brief unterschlagen zu haben. Nach einiger Zeit hieß es, die Mutter des jungen Menschen sei aus Gram darüber schwer erkrankt, der junge Mann selbst aber irrsinnig geworden. —

Wir überlassen es der Phantasie unserer geehrten Leser, sich die Folgen von Kalab's Verbrechen selbst weiter auszumalen,

und brauchen kaum anzudeuten, daß sein Vermögen einem Tropfen im Meere glich, wenn man die Größe der Verluste erwägt, die er dem korrespondirenden Publikum zugefügt hat. Er selbst scheint übrigens niemals Reue empfunden zu haben. Auf die Eröffnung, daß die Postbehörde zur Sicherstellung von Entschädigungsansprüchen seine Häuser mit Sequestur belegt habe, antwortete er: „Das also ist der Lohn für meine langjährige treue Dienstleistung!“

Und in der Bertheidigungsrede, die er schriftlich aufgesetzt hatte, dann aber nicht hielt, kommt die charakteristische Entschuldigung vor: Die Postanstalt habe jedenfalls von seinem Treiben Gewinn gezogen; denn Jeder, der einen Brief erwartet, aber nicht erhalten habe, werde vermuthlich deshalb bei seinem Korrespondenten angefragt haben, und nach der Ankunft der bei ihm gefundenen und dann versendeten Briefe hätte gewiß jeder Empfänger den Empfang des Briefes angezeigt, und somit habe die Post durch ihn an Porto mehr eingenommen als eingebüßt.

Wir sehen, Kalab hatte nicht das mindeste Gefühl für die seinen Mitmenschen taufendfältig bereiteten Leiden. Sein einziges Bestreben war darauf gerichtet, sein Vermögen und die Häuser zu retten. Nur deshalb hatte er den unbekanntenen Krösus Minkow und sein Verhältniß zu ihm erfunden. Schmerzlicher fast als die Strafe war es ihm, daß durch das Erkenntniß sein ganzes Vermögen als eine Frucht seiner Verbrechen bezeichnet wurde. —

## Pfingsten im Harz.

Wandererinnerungen von Robert Schweichel.

### I.

(Fortsetzung.)

Die Häuser von Oker drängen sich wie ein Keil tief in die Mündung des Thales. Die rothen Dächer unter den Obstbäumen auf dem dunkelgrünen Hintergrunde der Thälwände gewähren einen freundlichen Anblick. Ueberall in den Wohnhäusern stehen die Fenster offen und die Vorhänge flattern im Winde heraus. Da wird geschauert und gefäubert, weggelöscht die Spuren der Werktage; denn morgen ist Pfingsten. Mädchen mit großen Brettern schreiten über die Straße. Sie tragen den Feiertagskuchen zum Bäcker oder kommen von dort zurück. Wir möchten wohl auch ein Stück Pfingstkuchen zum Vorgeschmack des Festtages. Eine Fülle von Niesenkuchen duftet uns in der Stube des Bäckers verlockend entgegen. Aber wir bieten umsonst das Agio guter Worte zum Gelde: es ist alles bestellt.

Wir sollten entschädigt werden. Wie wir die letzten Häuser des Ortes hinter uns haben, da blühen am Wege die wilden Rosen. Einen Rosenstrauch zum Willkommen, was hätte der Harz mir Schöneres bieten können beim Wiedersehen nach so langer Trennung? Und mir ist's, als riefen die Wellen der Oker, die mir rasch und munter entgegenpringen: „Grüß Gott!“

Ja, grüß Gott, ihr lieben Berge! Ich athme tief auf. Waldduft, Bergluft! Wie die Brust sich weitet, wie mit jedem Schritte die Seele freier wird von dem Staub der Städte, wie der Geist abschüttelt die mühsamen Gedanken des täglichen Lebens! Ein neues Leben strömt durch die Adern; was dahinter liegt, ist vergessen, und alles Empfinden ist ein Wohlgefühl. Auch das thut wohl, daß die Leute, denen wir begegnen, einen Gruß für uns haben. Es spricht sich darin aus, daß der Mensch auf den Menschen angewiesen ist. In den Städten, namentlich in den großen Städten, ist dieses Bewußtsein zerstört.

Das Okerthal ist ein schmales, etwas düsteres Thal. Die Straße hat den Felsen abgewonnen werden müssen, die steil aus dem Flußbette emporsteigen. Es sind überwiegend Föhren, welche die Thälwände bekleiden, und aus ihrem schwärzlichen Grün ragt das nackte Gestein phantastisch gestalteter, zersplitterter Klippen auf, Nadeln nennt man sie in der Schweiz. Der rasche

Wechsel eines lichterhellen Himmels und dunkler Wolken überschüttet bald die Höhen mit einem goldenen Glanze, daß die Klippen in der rauschenden Brandung der Föhren aufleuchten, bald verbüffert er den Charakter des schmalen Thales noch mehr. Die Oker murt in ihrem Steinbette, das ihr bei der langen Dürre zu weit geworden ist. Sie muß manchem Blocke aus dem Wege gehen, sich an ihm vorbeidrängen, über den sie sonst wohl im Ungestim brausender Kraft hinwegzuspringen gewohnt ist. Auf anderen, gewaltigeren Felsblöcken, deren scharfen Kanten man es ansieht, daß nicht die Fluthen sie hierher gewälzt haben, wiegen sich junge Tannen und Birken, einsam wie auf einer Insel. An ein paar Stellen strecken noch unvollendete Gehäuse von Fabriken ihre langen Rinnen wie Rüssel nach dem Flußbette, um das zum Treiben der Räder nöthige Wasser herbeizuleiten.

Die vielfachen, kurzen Krümmen des Thales gewähren der Wanderschaft immer neuen, wechselnden Reiz. Immer scheint sich das Thal im Hintergrunde durch dunkelgrün vordringende Bergriesen zu schließen, und immer wieder öffnet es sich zu einer neuen Ueberraschung, immer wieder starren Klippen von Granit und Grauwacke dem Blick entgegen. Jetzt wirft sich die Straße rechts herum und — es ist keine Täuschung — da stäubt und sprüht ein Gießbach hoch von den Felsen herab. Hoffentlich wird das Wasser zu demselben nicht kunstvoll aufgestaut, wie bei dem Staubbach in der Schweiz. Milchweiß und flockig schwebt das Wasser wie eine Wolke um den Gipfel der nackten Felswand, dann sprüht es silbern auf und hinab und wallt dann durchsichtig wie ein Gageschleier herab. Dieser prächtige Wasserfall gibt dem Thale ganz den Charakter der Alpennatur, und um die Täuschung zu vollenden, als befänden wir uns plötzlich in der Schweiz, so steht dem Wasserfalle gegenüber am Wege ein Gasthaus im Styl der Schweizerhäuser.

Drei wahrhaftige Kulturkellner, in Kulturschwarz mit dem unvermeidlichen weißen Tellertuche unter dem Arme, springen uns an. Aber wir gehören nicht zu jener Klasse von Reisenden, welche erst zum Genuß der Natur erwachen, wenn sie von einer solchen weißen Serviette dienstbesessenen umhüllt werden. Wir schreiten vorüber. Eine neue scharfe Biegung des Thales verbirgt

die Stätte des Komforts. Der Staubbad bleibt noch sichtbar und jetzt trifft ihn ein Sonnenstrahl, daß die zerstäubenden Tropfen wie Diamanten funkeln.

Einige Minuten später wölbt eine Brücke ihren grauen Steinbogen über die Oker, die sich hier mit der Kalbe vereinigt. Die schöne breite Straße nach Klausthal bleibt der Oker getreu. Wir schreiten links über die Brücke am Rande einer Schonung bergan. Das Brausen der Oker verhallt hinter uns. Je höher wir steigen, und mancher Tropfen Schweiß trinkt dabei den Waldpfad, je einsamer erscheint die Natur. In dem Okerthale war es den Vögeln zu geräuschvoll. Hier oben singen und zwitschern sie lustig und zu den feinen Diskantstimmchen gurgelt ein unsichtbares Rinnsal in der jungen Pflanzung einen bescheidenen Bass. Wie wir nach einer Weile aufstehend zurückschauen, liegen die querdurchbrochenen Ränder des Okerthales unter uns. Andere, langgestreckte Berggrücken heben sich zum Himmel empor. Endlich winkt unter den dunklen Tannen ein rothes Dach. Es ist die Wildmeisterei Ahrensberg. Vor dem Hause ist ein schmales Gärtchen voll blühender, duftender Blumen, und Blumen blühen in Töpfen hinter allen glitzernden Fenstern. Auf dem Hofe ist man mit Zubereitungen zum Feste beschäftigt. Ein Kalb ist eben geschlachtet worden.

Ein hübsches Mädchen mit dunklen freundlichen Augen führt uns in die Wohnstube und bald dampft ein Kaffee vor uns. Die köstlichste Zuthat zu demselben ist der fette Rahm. Sein Bergkräuter-Geschmack sagt uns, daß wir auf der Höhe sind.

Es war gar traulich in der Stube des Wildmeisters. Auch ein Klavier war vorhanden. Und als wir uns umschauten in der traulichen Wohnung, in der es gar still war, und einen Blick hinauswarfen auf die Föhren ringsum, da regte sich der Wunsch in dem Herzen: in dieser Einsamkeit, stundenweit entfernt von den nächsten Wohnungen der Menschen, möchtest du wohl ein Jahr deines Lebens hinbringen in Träumen, Denken, Dichten. Das Leben rollt uns mit athemloser Hast unter den Füßen fort, und wer nie den Wunsch gehegt, sich auf einige Zeit aus seinen Strudeln in das Alleinsein mit der Natur und seinen Gedanken zu flüchten, der hat nie gelebt, denn er hat sich selbst nie befreit.

„Aber den Einsamen hüß!  
In deine Goldwolken!  
Umgib mit Wintergrün,  
Bis die Rose wieder heranreißt,  
Die feuchten Haare,  
O Liebe, deines Dichters!“

Die Liebe wird auch in diese Waldeinsamkeit eines Tages ein reizendes Idyll hineinweben. Zwei liebliche Rosen blühen im Forsthaufe.

Ein Jäger führt uns auf Nichtsteigen von der Wildmeisterei nach dem Torshause. Es ist eine kräftig elastische Gestalt mit blondem Vollbart und strahlenden blauen Augen. Vergab und bergauf geht die Wanderschaft durch der Tannen ewiges Grün,

die das Laubholz allmählich vom Harz verdrängen. Ueberall, wo Laubholz gefällt wird, werden wegen ihrer leichteren Kultur und größeren Nutzbarkeit für den Bergbau Tannen nachgepflanzt. Es wird in späteren Tagen wie eine Sage klingen, daß einst in diesen Thälern, auf diesen Höhen die schwankte Birke gelispelt, die mächtige Buche gerauscht habe.

Hin und wieder treffen wir auf frische Spuren von Hirschen. Unser Begleiter erzählt von der Noth der armen Thiere während des letzten Winters. Da waren die Thiere gar zahm und ließen den Jäger nahe an sich herankommen. Sie wußten, daß er als ihr Freund kam und ihnen Nahrung brachte, welche die harte Natur versagte. Das Futterstreuen war aber keine leichte, gefahrlose Arbeit, denn der Schnee lag nicht selten zehn bis zwölf Fuß hoch, und der Jäger selbst bedurfte des Beistandes und mußte zuweilen von seinen Begleitern ausgegraben werden. Nun hat die schöne Jahreszeit eine neue Noth gebracht. Die Hitze und Dürre des Monats Mai hat das Gras auf den Halden und Weiden gelb gebrannt. Da sind auch die Kühe übel daran. Die abgestimmten Glocken der weidenden Heerden tönten sanft melodisch, fast klagend zu uns her.

So erzählte der Waidgefelle, unsern Sprachschatz mit manchem Jägerausdruck gefällig bereichernd. Endlich that er die Pseife aus dem Munde und begann zu jodeln. Das hallte prächtig durch den Wald. — Wir kommen höher und höher, der Rundblick erweitert sich. Nun haben wir die Chaussee erreicht, welche von Harzburg herauf, am Torshause vorüber nach dem Brocken führt. Hinter uns verschwimmt die Ebene im bläulichen Dufte, Berggrücken und Höhen, die weiter und weiter hinter einander zurücktreten, begrenzen den Blick, der ringsum über ein Meer von grünen Wipfeln schweift, und jetzt zeigt sich zu unserer Linken ganz nah in völliger Klarheit der Brocken. Wir sehen die Fenster des Brockenhauses in der Sonne blinken. Eine Wolke schwebt hoch über dem weißen Brockenthurm.

Der Förster im Torshause heißt uns in herzlich schlichter Weise willkommen. Seine Frau kommt dazu, um den Küchensettel für das Abendessen zu machen, das ist unsere erste Sorge, denn wir haben einen so rechtschaffenen Hunger, wie er nur in der frischen Bergluft nach tüchtigem Steigen gedeiht. Das Essen läßt glücklicherweise nicht lange auf sich warten, und die Frau Försterin wird uns das Zeugniß geben, daß wir ihrer Küche alle Ehre angethan haben. Sie sind ein hübsches, noch junges Paar, unsere Wirthe, schlank und hochgewachsen und markig wie die Harztannen. Ihr freundlicher Empfang, die gute Küche, das gute Bier lassen uns unseren anfänglichen Vorsatz aufgeben, auf dem Brocken zu übernachten. Hier ist gut Hütten bauen. Die Fenster des Familienzimmers, in dem wir tafeln, und dessen Wände mit unzähligen Hirschgeweihen, den Jagdtrophäen des Försters, geschmückt sind, lassen uns immer den Brocken im Auge behalten. (Schluß folgt.)

David Livingstone (sprich LIVINGSTON), der berühmte englische Afrikareisende, dessen Porträt sich Seite 345 befindet, wurde im Jahre 1817 zu Glasgow geboren; früh von dem „Wandertrieb“ erfaßt, ging er 1840 als Missionär nach Südafrika, in's Kapland, wo er sich mit außerordentlichem Fleiß und Erfolg die Sprachen der Eingebornen aneignete. Bald ward die Befehung der Heiden ihm Nebenache: das Innere Afrika's zu erforschen, die Quellen des Nil zu entdecken — das war das große Ziel, welches ihm vorschwebte, das all' seine Gedanken beherrschte. Im Jahre 1851 trat er seine erste große Reise an, und seitdem hat er, bis zum Tag seines Todes, unablässig, mit kurzen Unterbrechungen, an der Lösung seiner Aufgabe gearbeitet. Auf Monate, auf Jahre war mitunter seine Spur verloren, bis er plötzlich wieder an irgendeinem unerwarteten, unbekanntem Punkt auftauchte — zahllosen Gefahren, wilden Thieren, wilderen Menschen, giftigen Sumpffiebern trogte er, so daß er ein gefeites Leben zu führen schien. Ziel, unendlich viel verdankt die Wissenschaft dem bescheidenen, heldischen Mann. Am 15. August des Jahres 1875 traf ihn endlich der Tod bei Lobisa in Südafrika — fern von der Heimath, fern von der Familie und von Freunden, in wilder Natur, umringt von Wilden, die den „weißen Fremdling“ mit rührender Anhänglichkeit pflegten, starb er auf dem „Schlachtfelde der Wissenschaft“, dem Feld der Ehre.

### Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Spanisch.)

Mas quiero asno que me lleve, que cavallo que me derrueque.

Mehr ist ein Esel, der mich trägt, werth,  
Als wenn es mich herunterwirft, ein Pferd.

Mucho pide el loco, mas loco es el que lo da.

Ein Narr, wer allzubiel begehrt;  
Ein größrer Narr, wer es gewährt.

Embaja al sabio a la embajada, y no le digas nada.

Schick' als Gesandten einen Weisen,  
Und laß' ihn ohne Auftrag reisen.

La mano cuerda no haze todo lo que dice la lengua loca.

Hand des Weisen thuet nicht,  
Was des Thoren Zunge spricht.